

NZZ, 16.10.2017

Das dunkle Ding Mensch

Die Filmregisseurin Sabine Boss entfettet am Theater Bern den Kinofilm «Der Verdingbub» von jeder Rührseligkeit. Eine gekonnte Tat über Schweizer Untaten.

Daniele Muscionico 16.10.2017, 05:30 Uhr



Am Rand leben, am Rand sitzen. Die Verdingkinder Berteli und Max (Miriam Strübel, Nico Delpy) sprengen den Familienbilderrahmen. (Bild: Christian Kleiner)

«Ich heisse Max, nicht Bub!» Das Lumpenhäuflein Mensch mit den Henkelohren – probater Haltegriff für Autoritäten - spuckt seinem Peiniger die Worte ins Gesicht: «Max, nicht Bub!» Die Antwort ist eine verbale Ohrfeige: «Blödsinn!»

Was will der Bauer (Andreas Matti), dauerbetrunken, weil abgrundtief elend, auf Max' Protest hin anderes sagen? Was überhaupt sagen, wenn das Schicksal sprachlos macht? Im Theater Bern ist die Sau ins Güllenloch gefallen, der Sohn und Erbe (Jonathan Loosli) ist ein Prahlhans; die Frau (Grazia Pergoletti) vergöttert ihren Einzigen, Jakob, in demselben Mass, wie sie ihren Mann verachtet. Und nun leistet sich auch noch «der Bub» auf der «Dunkelmatt» der Bösigers – nomen est omen –, der schufteten soll wie ein Tier und durch die Zahlungen der Behörden die Familieneinkünfte aufbessern, die Frechheit des Widerspruchs.

Der Bundesrat entschuldigt sich

«Ich heisse Max, nicht Bub!» Mit der Forderung emanzipiert sich das Verdingkind (Nico Delpy) vom Arbeitsvieh zum Subjekt. Und das ist in der Schweiz vor 50 Jahren, zumal im Berner Emmental, nicht vorgesehen: Das Verdingen von Kindern alleinerziehender Mütter oder armer Familien zählt zu den dunkelsten Kapiteln in der modernen Sozialgeschichte des Landes, das wohl das Rote Kreuz erfunden hat und von Pestalozzis Erziehungsidealen weiss. Bis vor wenigen Jahrzehnten galten das Fremdplacieren und ähnliche fürsorgerische Zwangsmassnahmen bei Kindern als vorbildliche christliche Tat.

Max' Aufbäumen fällt in den zweiten Teil eines Theaterabends, auf den man gewartet hat: Die Thematik der Schweizer Verdingkinder ist zwar ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Doch daran zu erinnern, in vorbeugender und vorausschauender Weise, wird noch länger vonnöten sein.

Vor vier Jahren hat sich die Landesregierung offiziell für das Unrecht entschuldigt; das Schicksal der verdingten Menschen ist in Dokumentarfilmen, Publikationen, einer Ausstellung (die bis Ende Oktober in Le Locle ihre letzte Station hat) verzeichnet. Und Markus Imboden drehte 2011 den an der Kasse erfolgreichen Kinofilm «Der Verdingbub».

Ein Denkkzettel für die Lokalpolitik

Es ist die Geschichte von Max, der auf einem ärmlichen, mit vielerlei Unglück und familiären Belastungen geschlagenen Berner Bauernhof leben muss, dort die Liebe zu einem anderen Verdingkind, Berteli, findet – und die Hölle hinter sich lassen kann kraft seines Talents als Akkordeonist. Aus dem Film erinnerlich bis heute sind schauspielerische Glanzleistungen von Stefan Kurt (Bauer Bösiger) und Max Hubacher (Max). Und, ob man will oder nicht: das braune, schadhafte Gebiss, mit dem Katja Riemann der Bösigerin auf den Zahn fühlen wollte.

Imbodens Vorlage nimmt die Theater-gewiefte Filmregisseurin Sabine Boss zum Anlass für eine Bühnenversion. Initiant ist der neue Berner Schauspielchef, Cihan Inan – und das Ergebnis ist ein Lehrstück in vielerlei Hinsicht. Seine herausragende Leistung ist es, auf die Zugeständnisse an ein Kinopublikum zu verzichten und einer Version den Vorzug zu geben, die ungleich schroffer und unversöhnlicher ist. Dass sich die dunklen Geschehnisse nur wenige Kilometer entfernt zugetragen haben mögen – und wenn nicht just diese, dann wohl ähnliche –, das macht Boss' «Verdingbub» auch zu einem für das lokale Gemeinde- und Behördenwesen brisanten Ereignis.

Konträre Energien

Im Buch von Plinio Bachmann (Autor auch bei Imboden) und Barbara Sommer wirken zwei konträre Energien. Da sind einerseits kurze, vielleicht allzu kurzatmige Szenen und Wortwechsel, die die Geschichte in der Chronologie des Filmes voranpeitschen: Zu diesem Zweck wird die hölzerne Dreh- und Stemmbühne von Hugo Gretler, eine klugkompakte Installation von Innen- und Aussenraum, in Handarbeit um die eigene Achse verschoben. Valentin Huber nimmt die Bühne als Folie für wogenden Video-Weizen, sinnig; doch wenn später Video-Bienen die Bösiger-Stube zum Bienenstock machen, hängt die Assoziation vage im Raum.

Die filmischen Sequenzen unterbrechen andererseits erzählerische Passagen, Monologe – Grossaufnahmen im Film: Sie verdichten den Fortgang der Ereignisse und entwickeln den Sog einer Poesie der Schwermut. Stimmung und Stimme sind das atmosphärische Fundament einer vor allem nach der Pause erschütternden Lektion in Unmenschlichkeit. Hochsprache wechselt ab mit Dialekt, es sind bildstarke Dialoge von bisweilen Horvath'scher Kraft.

Boss' Geschichte ist, natürlich, die Geschichte von Max. Mit Nico Delpy ist der Berner «Bub» ein charakterstarker, innerlich gefestigter junger Mann, der, man weiss nicht woher, sein Wissen um Recht, Unrecht und um seine Bestimmung tief in sich verankert zu haben scheint. Delpy agiert in schöner Ruhe – kein Fels, doch sicher ein Kiesel in der Brandung.

Das Opfer Berteli

Und diese schlägt heftig in der Familie Bösiger, gescheiterte Existenzen, einsame Unglückswürmer: Wenn Grazia Pergoletti ihrem anderen Verdingkind, Berteli (Miriam Strübel) befiehlt, «Müetti» zu ihr zu sagen, ist dies mehr ein Hilfeschrei als eine Order. Wenn

Vater Bösiger in seiner grössten Not Max anherrscht und ihm eine Melodie auf dem Akkordeon abverlangt, bittet er um Trost.

Die junge Lehrerin, die für die Kinder nur das Beste will und dabei alles noch schlimmer macht, ist bei Irina Wrona so angelegt, dass ihre Aussichten auf Erfolg chancenlos sind. Zu affektiert, zu herablassend ist dieses «Fräulein aus der Stadt», als dass sie bei Pfarrer oder Gemeindepräsident ein offenes Ohr fände, wenn sie die Lage auf der «Dunkelmatt» anmahnt. Und diese Lage ist vor allem für das Verdingkind Berteli dunkelschwarz. Boss' Geschichte ist die Erzählung von Max – aber das heimliche Zentrum ist das unglückliche Mädchen.

Doch wo eine Filmkamera mit technischen Tricks der Darstellerin beispringen kann, stellt das Bühnenlicht die Schauspielerin schutzlos aus. Miriam Strübels Rolle verlangt mehr, als die Darstellerin leisten kann. Das Schicksal des «Berteli», vergewaltigt, am Ende ermordet, lässt sich so leicht nicht lösen wie das Schicksal von Max, das schliesslich im Märchenhaften verschwimmt. Er dampft im Schlussbild auf dem Bug eines Ozeandampfers in ein neues Leben, und Sabine Boos verdingt ihren Buben für einen Moment erneut – an Hollywood, ans grosse Kino.